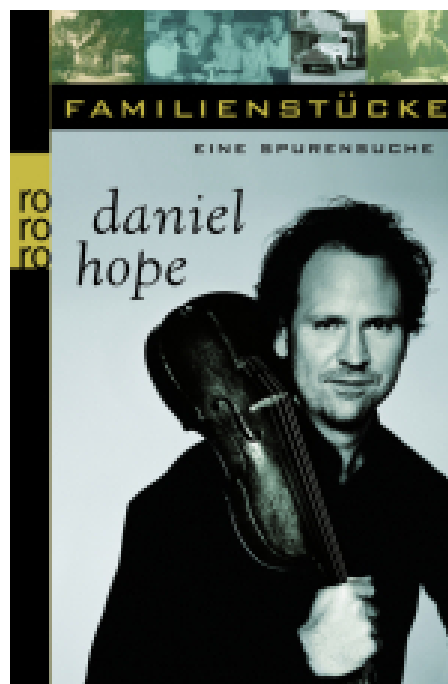


Leseprobe aus:

Daniel Hope

Familienstücke



Mehr Informationen zum Buch finden Sie [hier](#).

INHALT

Vorspiel	7
Der Ire	12
Treffpunkt Johannesburg	31
Die Fabrik	50
Zwischenspiel 1	68
Der Generalkonsul	73
«Der Irrtum der Stammesrolle»	87
«Glückes genug!»	114
Zwischenspiel 2	137
Die Private Waldschule Kaliski	143
Es lag in der Luft	158
«Der alte Fiedler»	188
Zwischenspiel 3	222
Lauter Legenden	235
Die Villa	264
Finale	297
Quellen	306
Discographie	308
Personenregister	311
Danksagung	320



Frederic - Dubois
Für Erinnerung an den
11. Mai 1928.

Villa Im Dol 1928

VORSPIEL

«Verschwinden Sie!» Zwei Worte, die mir nicht aus dem Sinn gehen, seit ich das letzte Mal in Berlin war. Ich weiß noch, wie erschreckt ich war – und zornig. Seither sind sie wie ein Stachel in meiner Seele, eine Mahnung, zurückzukommen. Auch darum sitze ich jetzt in diesem Flugzeug.

In etwa zwanzig Minuten wird die Maschine in Tegel landen. Scheinbar ruhig sehe ich aus dem Fenster neben mir in die Nacht hinaus, die sternenklar ist. Unter uns liegen die ersten Ortschaften vor Berlin, ich kann die Lichter erkennen. Als ob sich der Himmel auf der Erde spiegelt.

Je näher wir dem Flughafen kommen, desto unruhiger werde ich. Ich denke an die morgigen Proben zu dem Schumann-Violinkonzert, das ich bald im Konzerthaus spielen werde – ein selten gespieltes und kompliziertes Stück. Doch nicht deshalb werde ich unruhig. Immer wenn ich nach Berlin komme, habe ich dieses sonderbare Gefühl. Schon als Kind, als ich das erste Mal in die Stadt kam, wusste ich es plötzlich: Hier sind meine Wurzeln.

Ich werde unruhig, weil ich dieses Mal nicht nur herkomme. Diesmal komme ich zurück. Darin liegt für mich ein wesentlicher Unterschied, denn im Zurückkommen liegt eine Absicht. Die Absicht, meiner Geschichte endlich auf den Grund zu gehen. Und der Sache mit dem Haus.

Ich ziehe das Foto aus der Tasche, das ich mir noch in Amsterdam eingesteckt habe, und betrachte es. Normalerweise steht es neben meinem Schreibtisch auf der Fensterbank. Ich weiß nicht, wie oft ich es mir schon angesehen und wie oft ich die Zeile gelesen habe, die jemand, vielleicht mein deutscher Urgroßvater Wilhelm Valentin selber, in Sütterlinschrift daraufgeschrieben hat: *Zur Erinnerung an den 11. Mai 1928*. Es muss ein schöner Tag gewesen sein, ein sonniger und warmer Tag, das lassen die Schatten auf dem Rasen vor dem Haus vermuten.

Auch als ich das letzte Mal in Berlin war, hatte ich dieses Foto dabei. Ich wollte das Haus meiner Urgroßeltern Wilhelm und Margarete Valentin einmal mit eigenen Augen sehen und hatte die U-Bahn genommen. Plötzlich hörte ich die Klänge einer Violine im Waggon. Ich drehte mich um und sah einen Mann durch den Gang gehen, der dabei das Lied «Otschi Tschornyje» spielte. Es ist ein russisches Zigeunerlied, das mich an meine Kindheit erinnerte, weil es bei uns zu Hause immer wieder gesungen wurde. Ein zweiter Mann folgte ihm mit einem Hut in der Hand. Vor mir blieb der Geigenspieler stehen, vielleicht, weil ich ihn anlächelte. Er nickte mir zu, spielte jedoch weiter. Ich nickte zurück, dann setzte er seinen Weg fort. In den Hut des Mannes, der ihm folgte, legte ich ein paar Münzen, der Mann bedankte sich auf Russisch.

In Dahlem-Dorf war ich ausgestiegen und glaubte kaum, noch in Berlin zu sein. Alles wirkte auf mich wie aus einem anderen Jahrhundert, als ich vom engen Bahnsteig die schmalen Treppen zur Vorhalle hinaufstieg; die gedrechselten Holzgeländer, die zwei Schwingtüren, die bemalte Holzdecke unter dem reetgedeckten Dach.

Vor der prachtvollen Villa zog ich das Foto aus der Tasche und hielt es in Augenhöhe. Es hat sich nicht viel verändert, dachte ich. Noch immer waren da die Terrasse, der Garten, der Rasen, auf den die Schatten der Bäume fielen, die heimisch anmutende Stille. Plötzlich wurde die Schwarzweißfotografie lebendig. Mit einem Mal konnte ich meinen Urgroßvater Wilhelm sehen, wie er auf der Terrasse

saß und eine Zigarre rauchte und hinunterschaute in den Garten, in dem seine Kinder, meine Großmutter und meine Großonkel, spielten. Meine Urgroßmutter Margarete stand neben ihm und legte ihm eine Hand auf die Schulter. Es war ein friedliches Bild.

Ich nahm gerade meine Kamera, als sich ein Fenster öffnete. Eine ältere Dame blickte heraus, und bevor ich auch nur freundlich lächeln konnte, schrie sie schon: «Was wollen Sie hier?»

Ich versuchte sie zu beruhigen, ihr zu erklären, dass ich nichts weiter wollte als ein Foto machen von dem Haus meiner Urgroßmutter.

«Urgroßmutter? Sie meinen die Familie Valentin?», rief die Dame irritiert.

«Ja», sagte ich hoffnungsfroh. Vielleicht würde sie jetzt freundlicher werden. Mir auf die vielen Fragen antworten können. Überhaupt war ich überrascht, dass sie, nach so langer Zeit, den Namen kannte.

«Kennen Sie die Familie?», wagte ich also zu fragen.

Jetzt kreischte sie fast. «Nein, aber die Geschichte des Hauses kenne ich.»

Was wollte sie damit sagen? Ich hörte wieder die Stille, doch diesmal wirkte sie nicht friedlich.

«Und jetzt verschwinden Sie!» Dann schlug sie das Fenster zu.

Ich starrte hoch zu dem Fenster. In der Hand hielt ich noch immer die Kamera. Eine Weile, es schien eine Ewigkeit zu sein, stand ich bloß da, unfähig, auch nur einen klaren Gedanken zu fassen. Dann machte ich doch ein Foto und fühlte mich dabei wie ein Dieb.

Das Flugzeug setzt zur Landung an, und ich stecke das Foto wieder ein. Ich klopfe auf die Jackettasche, so als wolle ich mich vergewissern, dass es noch da ist. Eins weiß ich inzwischen: Es geht mir nicht nur um das Haus, und es ist auch nicht irgendeine Geschichte. Es ist die Geschichte des 20. Jahrhunderts, und es ist meine Geschichte. Ich will endlich wissen, wo ich herkomme, wer ich bin. Diese Fragen

stelle ich mir, seit ich weiß, dass meine deutschen Urgroßeltern mütterlicherseits, die Valentins und auch die Kleins, in Berlin lebten, Deutsch sprachen, sich als Deutsche fühlten. Ich könnte sagen, ich bin Südafrikaner, denn in Südafrika bin ich geboren. Ich könnte natürlich auch sagen, ich bin Engländer, denn in England verbrachte ich meine Kindheit und Jugend, und Englisch ist meine Muttersprache. Oder möglicherweise doch eher Ire, denn mein Urgroßvater väterlicherseits kam aus Irland, und ich habe einen irischen Reisepass. Ich könnte mich auf eine Antwort beschränken, aber das genügt mir nicht. Denn es verbirgt sich mehr dahinter. Es geht um das, was war, um das, was ist, um das, wie es hätte sein können, wenn das, was war, anders verlaufen wäre. Wenn zum Beispiel den Kleins und den Valentins nicht gesagt worden wäre: «Verschwinden Sie.» Wenn sie nicht gezwungen worden wären, Deutschland zu verlassen. Es geht auch um das Verschwinden im weitesten Sinn. Was bleibt, wenn man gehen muss, was wird erinnert, wenn man anderswo ist, was wird überliefert, was verschwiegen? Was macht es mit einem, wenn einem plötzlich gesagt wird, du darfst nicht mehr sein, wer du sein willst, nicht mehr das tun, was du tust?

Ich habe alte Briefe gefunden und Unterlagen, die, wenn man sie durchliest, Geschichten erzählen. Aber man muss zwischen den Zeilen lesen, und natürlich frage ich mich, wie viel mehr hätte ich erfahren können, hätte ich eher von allem gewusst? Das treibt mich um. Ich fing an, Verwandte auszufragen und alte Freunde der Familie. Einiges konnte ich erfahren, aber eben doch nicht alles. Weil über vieles nicht gesprochen wurde und nach all der Zeit in der Erinnerung vergraben ist. Nicht, weil man etwa dessen überdrüssig war, sondern weil man über das Unbegreifliche nicht reden kann. Auch weil man durch das Sprechen die Geister der Vergangenheit wachruft. Sie sollten in der Vergangenheit ruhen, irgendwo anders.

Mit meinem Handgepäck, einer Geige – einer Januarius Gagliano von 1769 –, begeben sich zum Kofferband und muss nicht lange

auf mein Gepäck warten. Am Zoll vorbei gehe ich durch die Abfertigungshalle, steuere direkt auf den Taxistand zu und fahre in mein Hotel.

Ab jetzt lasse ich mir die Geister der Vergangenheit nicht mehr vorenthalten, sie sollen mir erzählen, woher ich komme, wer ich bin.

DER IRE

Anfangen will ich bei meinem irischen Urgroßvater Daniel Edward McKenna.

Kurz vor Ausbruch des zweiten Burenkrieges 1899 sandte der Oberbefehlshaber der britischen Armee Lord Wolseley den Obristen Robert Baden-Powell zusammen mit einer Handvoll Offiziere in die Kap-Region nach Südafrika, um ein Regiment aufzustellen und die Mafeking-Provinz zu schützen. Am 12. Oktober 1899 brachen die Kampfhandlungen aus. Unter den Generälen Jan Christiaan Smuts, Louis Botha und James Barry Munnick Hertzog marschierten die Buren in die Kapkolonie und Natal ein und belagerten die britischen Garnisonen Ladysmith, Kimberley und Mafeking. Baden-Powell stand mit seinem Regiment in Mafeking. Um seine wenigen Soldaten zu entlasten, die mit der Verteidigung der belagerten Stadt beschäftigt waren, stellte der Obrist ein Korps von 11- bis 16-jährigen Jungen zusammen, die als Boten, Signalgeber und Sanitäter dienten – einer dieser Jungen war Daniel McKenna, mein irischer Urgroßvater, nach dem ich benannt wurde. Gegen eine Übermacht von 9000 Buren gelang es Baden-Powell schließlich mit nur knapp 1000 Mann und viel List, der Belagerung, die 217 Tage dauerte, standzuhalten und die Stadt zu verteidigen, bis 60000 Mann britische Verstärkung in Südafrika eintrafen. Die belagerten Städte wurden freigekämpft und die Buren bei Paardeberg, Diamond Hill

und Belfast geschlagen. Baden-Powell wurde nach der Befreiung von Mafeking 1900 als Held Englands gefeiert und zum General befördert. Später gründete er die «Boyscouts».

Mit gerade 17 Jahren, so hatte ich von meinem Vater erfahren, hatte Daniel McKenna sich nach Südafrika eingeschifft, arm, mittellos und hungrig, von seiner Mutter in die Welt geschickt, um für sich ein besseres Los zu finden, als in Irland Tag für Tag bei Schwarztee und Schwarzbrot zu verhungern. Zurück ließ er drei Brüder und vier Schwestern und die Mutter Margaret. Sein Vater, Constable James McKenna aus Waterford, dem die Hand lockersaß, wenn er, was nicht selten vorkam, wieder einmal zu viel getrunken hatte, war ein Jahr zuvor an den Folgen seines Alkoholismus gestorben. Für Daniel war es kein großer Verlust, denn er hatte seinen Vater alles andere als lieben gelernt. Eines Sonntags zum Beispiel, er war von der Kirche auf dem Weg nach Hause, hörte er jemanden um Hilfe rufen. Die Schreie kamen vom Fluss her, in der Nähe des Hauses der Familie. Als Daniel in die Richtung rannte, aus der die Hilferufe kamen, sah er einen Mann, der dem Ertrinken nahe war. Ohne nachzudenken, sprang der Junge in seinem einzigen Anzug in den Fluss und rettete dem Mann das Leben. Als er zu Hause ankam, erwartete ihn kein Lob oder Stolz des Vaters, sondern eine Tracht Prügel, weil der Anzug verdorben war und weil der Constable seinem Sohn die Geschichte nicht glauben wollte. Einige Monate später kam ein Brief, in dem stand, dass mein Urgroßvater für seine heldenhafte Tat vom König eine Medaille, das Georgskreuz, erhalte. Es gab eine Feier im Rathaus von Cork in Irland. Alle fahren hin. Und da saß der Vater meines Urgroßvaters, ein breites, leicht alkoholisiertes Lächeln im Gesicht, sodass man hätte meinen können, die Ehrung gälte ihm.

Der Vater war tot, die Familie war arm, die sechs Geschwister, bis auf den älteren Bruder Frank, der ebenfalls zur Polizei gegangen war und später von der Sinn Féin ermordet wurde, zu jung, um zu arbeiten. Ein Esser weniger, das würde helfen, sagte sich die Mutter und sagte es ihrem zweitältesten Sohn.

«Wenn einer es schafft aus der Familie, dann du, Daniel. Auch wenn man das Schicksal herausfordert», und sie muss sich bekreuzigt haben.

Daniel ging, es gab keine Wahl. Arme Leute haben keine Wahl. Irgendwie schlug er sich nach England durch und schaffte es, weil er log, auf ein Schiff – das erstbeste, egal wohin es fuhr. 18 sei er, und so wurde er Soldat. Der Sold reichte für die Überfahrt und Verpflegung, er bekam eine Uniform und fühlte sich wie ein Mann.

Das Schiff fuhr nach Südafrika und mit ihm Baden-Powell und eine Handvoll Offiziere. Mein Urgroßvater reiste im Zwischendeck, die Überfahrt dauerte lange, oft drückte er sich an Deck herum, in der Nähe der Männer in Uniform, wenn sie in Gespräche vertieft an der frischen Luft spazierten. In Afrika fand man heraus, dass Daniel McKenna noch lange kein Mann war, und so kam er nicht an die Front, sondern in das Kadettenkorps. Fast drei Jahre lang war mein Urgroßvater Bote oder Signalleger, oder er passte auf Pferde auf.

Als der Krieg 1902 endete, war Daniel McKenna ein Mann. Er ging nach Ermelo, wo er sich bei der British South African Police bewarb. Er war 20 Jahre alt und durfte in Südafrika bleiben. Wie lange er bei der Polizei blieb, ist nicht bekannt, doch nach allem, was ich über meinen Urgroßvater erfahren habe, kann es ihn nicht lange dort gehalten haben. Schon allein deshalb, weil er auf keinen Fall in die Fußstapfen seines Vaters hätte treten wollen. Doch was sollte er tun und wo? Während seines dreijährigen Armeedienstes hatte er seine Liebe zu Pferden entdeckt. Immer wieder ging er zu Pferderennen, und immer wieder fuhr er mit der Bahn, wenn überhaupt eine fuhr, in die umliegenden Städte durch die endlose, unberührte Savannenlandschaft.

In einem Nest namens Balfour, nur 50 Meilen von Johannesburg entfernt, war ihm ein Hotel aufgefallen, das zum Verkauf stand. Ihm gefiel der Ort. Und ihm gefiel, dass das Hotel außerhalb von Johannesburg lag, abseits von der turbulenten Goldgräberstadt voller Minenarbeiter und Glücksritter. McKenna zog es aufs Land, und

so setzte er sich eines Tages auf die gegenüberliegende Straßenseite, zählte, wie viele Menschen in der Hotelbar ein und aus gingen, und kalkulierte den Umsatz, der sich machen ließe. Doch wie sollte er einen Kauf bewerkstelligen? Das Hotel war zwar nicht teuer, aber «peanuts» waren es auch nicht. Dass er ausgerechnet dem Erdnussverkäufer von der Rennbahn sein Glück verdanken würde, konnte er an jenem Tag nicht ahnen. Aber so war es. Daniel McKenna, der jedes Mal, wenn er zur Rennbahn ging, Erdnüsse kaufte, hatte sich mit dem Verkäufer angefreundet. Der gab meinem Urgroßvater oft Tipps, auf welches Pferd er setzen sollte. Und an einem sonnigen Sonntag setzte er auf das, welches ihm der Mann empfohlen hatte, und gewann.

«Meine Hosentaschen waren voller Banknoten», habe er immer gesagt, erinnert sich meine 87-jährige Großtante Dee, seine Tochter. «Danach», so habe er weitererzählt, «begoss ich mein Glück in einer Bar und ging ins Theater – Loge. Ich konnte es mir leisten. Ich war so betrunken, dass ich herausgefallen bin.»

Am nächsten Tag fuhr er nach Balfour und kaufte das Hotel.

Fast alles, was ich über meinen Urgroßvater weiß, habe ich von Tante Dee erfahren. Als ich sie in Südafrika besuchte, saß mir eine Dame gegenüber, die vor Leben nur so sprühte. Sie zündete sich eine Zigarette an, bestellte sich einen Whiskey, lachte und begann zu erzählen. Genau so, dachte ich, muss mein Urgroßvater Daniel McKenna gewesen sein.

«Dad mochte es eigentlich nicht, dass wir als junge Frauen rauchten. Im Haus schon gar nicht. Also machten wir es heimlich. Eines Tages kam ich nach Hause, und auf meinem Bett lag eine Schachtel Zigaretten. Er hatte sie dort hingelegt. So war er.»

Bis er heiratete, betrieb er das Hotel alleine. Aber in Durban hatte Daniel McKenna sich in die zehn Jahre jüngere Mabel Brokensha verliebt, seine «liebste Maryann», wie er sie zeitlebens nannte, weil er den Namen Mabel nicht mochte. Mabel Brokenshas Eltern waren aus dem englischen Cornwall nach Südafrika gekommen und hatten

sich in Heidelberg, einem Städtchen mit einem deutschen Namen, niedergelassen, wo Mabels Vater als Chemiker arbeitete. Früh merkten ihre Eltern, dass das Kind sehr musikalisch war, und ließen es am Klavier unterrichten. Als Mabel auf eine höhere Schule in Durban ging, gab sie Klavierunterricht und verdiente auf diese Weise ihr eigenes Geld. Daniel McKenna liebte ihre Unabhängigkeit, ihre Liebe zur Musik, er wollte sie heiraten. Mabel liebte seinen unbändigen Optimismus und seinen Humor, sie wollte ihn heiraten, diesen Mann mit dem Schnurrbart, der immer im Anzug ging, immer mit Hut und Stock. Als er um ihre Hand anhielt, hatte er sich seinen weißen Anzug angezogen und war auf einem schwarzen Pferd zur Farm ihrer Eltern geritten, wo sie wohnte, wenn sie nicht in Durban war. Sie heirateten, und Mabel, seine Maryann, ging mit ihrem Mann nach Balfour. Balfour – die kleine Stadt mit einem Gemüseladen, einem Schneider, einem Lebensmittelladen, zwei Stoffläden, zwei Banken und einer Post.

«Das Unterrichten gab sie auf, aber sie war nicht unglücklich darüber», erinnerte sich meine Großtante Dee. «Sie spielte weiter Klavier, auch bei uns im Haus. Es wurde auch viel bei uns gesungen, Dad liebte es, aus voller Brust sein Lieblingslied zu schmettern, ‚Just a song at twilight‘. Jeden Sonntag gingen wir zur Messe in die Kirche. Und natürlich zu Weihnachten und zu anderen Festen. Dann spielte meine Mutter Orgel, und wir mussten singen. Einmal hatte mein kleiner Bruder sein Gebetbuch vergessen. Man gab ihm ein kleines schwarzes Buch, das aussah wie ein Gebetbuch. Er setzte die alte Brille meines Vaters auf, die hatte keine Gläser – mein Vater hatte sie ihm einmal zum Spielen geschenkt –, hielt das Buch hoch, und jeder konnte lesen, was die McKennas zum Fest aßen. Es war das Haushaltsbuch.»

Mabels und Daniels Hotel, das aus mehreren kleineren Häusern bestand, war an der Station Street. Immerhin hatte Balfour eine Eisenbahnstation, der Zug nach Johannesburg kam durch und hielt sogar gelegentlich. Aber Daniel McKenna hatte Großes mit Balfour

vor. Mit seinem Pioniergeist und dem unbändigen irischen Temperament wollte er eine lebendige Stadt aus dem verschlafenen Nest machen, er wollte, dass jeder Zug, der durch Balfour fuhr, auch in Balfour hielt.

In Balfour kamen auch die Kinder zur Welt. 1918 Töchterchen Kathleen Mary, Kay genannt, meine zukünftige Großmutter, zwei Jahre später ihre Schwester Delsie Elvira – Großtante Dee –, 1922 Michael James, vier Jahre danach Daniel Patrick und 1932 noch ein Knabe, Donovan. Für jedes Kind pflanzte Daniel einen Baum neben dem Haus des Hotels, in dem sie wohnten. Zwei für die Töchter auf der einen Seite und drei für die Söhne auf der anderen. Das Haus war nicht groß, es gab ein Wohn-, drei Schlaf-, ein Bade- und ein Esszimmer und draußen eine Veranda, die Daniel angebaut hatte. Das Leben spielte sich sowieso meistens draußen ab. Für die Farm, die Daniel McKenna betrieb, hatte er zwar einen Manager eingestellt, aber trotzdem mussten alle anpacken.

«Wir hatten Kühe, Hühner, wir mussten die Felder wässern, wir lebten von dem, was wir ernteten, Brot buk meine Mutter. Das Gemüse säten wir, jeder hatte ein Beet, das er pflegen musste.» Daniel selbst scheute keine Arbeit. Immer wieder startete er neue Projekte, er sprühte vor Energie. Er wollte es zu etwas bringen in diesem Land. Er besaß sogar ein paar Läden, war so etwas wie ein Gemischtwarenhändler, verkaufte Versicherungspolice, Farmgeräte und sogar Särge.

Daniel McKenna war ein Mann, der auffiel, erfolgreich, lebensfroh, manchmal ein Spieler, und als er eine Familie gründete, konnte man ihn wohlhabend nennen. Aus eigener Kraft hatte er es zu dem gebracht, was er war, aber er blieb der, der er war. Er liebte das Leben, die Menschen, seine Familie. Sooft es seine Arbeit zuließ, verbrachte er Zeit mit seinen Kindern. Er begleitete sie zur Schule, holte sie ab. Er ging mit ihnen wandern und schwimmen, er trieb mit ihnen Sport. «Manchmal abends kam er und sagte zu uns Kindern, zieht eure Mäntel an, und dann marschierten wir meilenweit

durch die Landschaft. Es machte unglaublichen Spaß. Und immer hatte er seinen Gehstock dabei.» Natürlich liebte er nach wie vor die Pferderennen. Er selber hatte sich ein Rennpferd zugelegt, mit dem er nicht selten durch die Straßen von Balfour galoppierte. Er trainierte das Pferd sogar für das große Rennen in Durban. «Als es endlich so weit war, fuhren wir natürlich alle mit. Der Startschuss fiel, und wir konnten es nicht glauben, Dads Pferd führte. Der absolute Außenseiter. Die Menge brach in Begeisterungstürme aus. Doch plötzlich blieb das Pferd einfach stehen, es rührte sich nicht mehr vom Fleck. Es war den Lärm nicht gewöhnt und vor Angst wie versteinert.»

Mabel und Daniel schienen sich zu ergänzen, sie arbeiteten zusammen, und sie waren glücklich miteinander. Seine «geliebte Maryann» führte den Haushalt und arbeitete im Restaurant des Hotels, in dem auch die Kinder, als sie alt genug waren, mithelfen mussten.

«Wir lernten schon sehr früh kochen. Wenn mal eine größere Feier im Grange Hotel war, halfen Kay und ich unserer Mutter in der Küche bei den Snacks. Es gab zum Beispiel gefüllte Eier, Huhn, Tomaten mit verschiedenen Saucen und Füllungen, in Weißbrot eingerollten Spargel, Schinkenscheiben. Meine Brüder schenkten die Gläser ein, jede Menge Whiskey, Gin, Brandy und so weiter. Da sie noch nicht volljährig waren, musste das hinter den Kulissen geschehen. Die Kellner, es waren Schwarze, brachten die Drinks dann an die Tische.»

Daniel kümmerte sich um seine Geschäfte, die Farm und das Wohl der Stadt Balfour und seiner Bewohner, zusammen sorgten sie für das Wohl ihrer Kinder. Meine Großtante Dee sagte, dass er ein wohlthätiger Mann war. Er kannte keinen Geiz und teilte das, was er sich erarbeitet hatte, mit anderen. Doch große Sprünge konnte die Familie nicht machen. Nur selten fuhr man in «die große Stadt» Johannesburg. Die Reise von 50 Meilen dauerte damals drei Stunden. Zu Weihnachten aber machte sich die ganze Familie auf.